Beilage zu Nr. 189 des Enzthälers.

Neuenbürg, Sonntag den 29. November 1891.

Miszellen.

Auf Höchsten Befehl.

Novellette von **Karl Neumann-Strela.**

An einem sonnigen Tage ritten Friedrich Wilhelm I. König von Preußen, der „Soldatenfreund," und sein General-Adjutant von Derschau durch Potsdam und zum Thore hinaus.

Von der Schönheit des Waldes, durch den die Herren ritten, bemerkten sie nichts. Der König, in tiefe Gedanken versunken, dachte natürlich an seine Riesen-Grenadier-Bataillone, an seine „lieben blauen Kinder"; und Derschau, der gleichfalls den Kopf hängen ließ, dachte vielleicht an gar nichts.

Am Ausgang des Waldes lag ein langgestrecktes Dorf. Angestaunt von Jung und Alt, ritten die Männer durch das Dorf und dann einen kleinen See entlang, zu dessen Seiten Korn- und Kartoffelfelder sich erstreckten.

Das Pferd des Königs, ein echter Mecklenburger, setzte sich plötzlich in Trab. Fester faßter der König den Zaum und blickte auf und um sich. Ein Ruck — das Pferd stand.

„Derschau!"

„Majestät!" Der ein wenig zurückgebliebene Adjutant sprengte heran.

Der König hob den Stock und zeigte auf ein Mädchen, welches, eine Hacke in der Rechten, auf einem der Kartoffelfelder stand. Das Mädchen hatte den Rock aufgeschürzt und war ohne Brusttuch und ohne Schuhe.

„Na, sag' Er mal, Derschau, was meint Er zu der?"

Der Adjutant schnalzte mit der Zunge und rief: „Fast sechs Fuß, Majestät!"

„Sechs und ein halb Fuß, Derschau, und ein famoser Flügelmann, wenn die Natur ein Einsehen gehabt und an mich gedacht hätte. Aber gebrauchen können wir das Mädchen doch — he? Für den Willert — he?"

„Jedenfalls, Majestät."

„Na, dann zitiere Er sie mal her."

„Heda! Sie da! Hierher!" rief nun der Adjutant und winkte; und das Mädchen, die Hacke auf den Boden werfend, schritt auf die Reiter zu.

Das Herz des Königs hüpfte, als sein Blick noch einmal das Mäden musterte, und leuchtenden Auges flüsterte er dem Begleiter zu: „Ich sage Ihm, wenigstens sechs und ein halb Fuß. — Dein Name?"

„Lise Berg."

„Wie alt?"

„An Weihnachten werd' ich achtzehn."

„Hast Du einen Schatz?"

„Hätte schon drei haben können, 's gefiel mir aber keiner."

„Kannst Du Geschriebenes lesen?"

„Nein, Herr, hab's nicht gelernt."

„Desto besser," warf Derschau leise ein.

Der König nickte. „Papier und Stift her."

„Zu Befehl." Der Adjutant zog das Gewünschte aus der Brusttasche und reichte es dem Gebieter.

Nur wenige Worte warf Friedrich Wilhelm auf das Blatt. „Da, Lise Berg, hast Du einen Gulden und diesen Zettel. Den Gulden kannst Du behalten, mit dem Zettel aber gehst Du nach Potsdam zum Kommandanten Oberst Einsidel. Daß Du aber sogleich zu ihm gehst, die Sache hat große Eile."

„Werd's gleich besorgen, Herr," rief das Mädchen, deren Wangen beim Anblick des großen blanken Geldstückes eine freudige Röthe bedeckte. Dann sagte sie schönen Dank, brachte ihren Rock in Ordnung und machte sich nach Potsdam auf den Weg.

„Hör' Er, Derschau," lachte der König, „dieser Ausritt hat uns was Prächtiges eingebracht. Vorwärts! Wer weiß, ob wir nicht abermals auf gute Beute stoßen." —

Bis an den Wald war Lise Berg gekommen, als ihr plötzlich die Hacke in den Sinn kam. Die neue Hacke! Wenn Kurt, der schlechte Kerl, zu Felde geht und sie findet, stiehlt er sie.

Umkehren und die Hacke erst in Sicherheit bringen, oder nicht? Aber der Herr hat's gar so eilig mit dem Zettel gemacht. Und der Herr sah doch gar so vornehm aus; wer's nur sein mag?

Während Lise noch hin und her überlegte, begegnete ihr die Witwe Hensler. Die kleine, buckelige, häßliche, fünfzigjährige Henslerin kam mit einer leeren Kiepe auf dem Rücken geradewegs von Potsdam zurück; dort hatte sie Kohl verkauft.

„Sieh doch einer an," rief nicht nur die Häßlichste, sondern auch die böseste Zunge des ganzen Dorfes, „während sich's andere Leute blutsauer werden lassen, schlägt Jungfer Lise die liebe, schöne Zeit tot. Oder will sie Holz stehlen, oder wartet sie hier auf eine Mannsperson?"

„Was Du gottlos redest! Ein sehr vornehmer Herr hat mir diesen Zettel gegeben, den ich zum Kommandanten nach Potsdam tragen soll. Kannst Du lesen, was d'rauf steht?"

„Wenn ich's doch könnte!" seufzte die Händlerin, deren Neugierde erwachte.

„Der Herr hatte rechte Eile damit. Mir ist aber eingefallen, daß meine neue Hacke auf dem Felde liegen geblieben. Und der Stehler, der Kurt — Du weißt. Thu' mir's zu Liebe, Henslerin, kehr' Du um und bring den Zettel an den Kommandanten. Wenn Du wieder zurück bist, sollst du auch einen ganzen Groschen haben."

Nicht aus Liebe und Freundschaft, wohl aber des ganzen Groschens wegen war die Witwe sofort zur Umkehr bereit. Sie händigte Lise die Kiepe ein, nahm dafür den Zettel und seufzte noch, als die Beiden sich schon getrennt hatten: „Gleich morgen würd' ich lesen lernen, wenn ich nicht schon zu alt wäre!"

Das Haus des Kommandanten lag in der Nähe des Schlosses. Um Mittag erreichte die Henslerin das Haus. Dreimal mußte sie den Messingklopfer in Bewegung setzen, ehe der Diener ihr öffnete.

„Für alte Weiber ist mein Herr nicht zu sprechen," rief der grobe Soldat, ihr den Weg vertretend.

„Ich muß aber zu ihm, und Ihn geht's nichts an."

„Was will Sie denn von ihm?"

„Heiraten nicht, und wenn er mich freien wollte, sagte er auch nein. Wird Er mich jetzt einlassen?"

„Zum Teufel soll Sie sich scheren!" schrie der ungalante Diener und packte sie sehr unzart beim Arm.

In diesem Augenblick öffnet aber der Oberst die Thür. „Verdammter Lärm! Philipp, was will die Person."

„Diesen Zettel hier hab' ich Ew. Gnaden zu geben, und ob Antwort d'rauf ist, weiß ich nicht."

Einsidel entfaltete das Papier und stutzte — die Handschrift des Königs:

Ueberbringerin dieses lasset
Ihr auf der Stelle mit dem
Westfalen Willert kopulieren.
Friedrich Wilhelm.

Der Oberst starrt das Papier und starrt die kleine, buckelige, häßliche, fünfzigjährige Henslerin an.

„Donnerwetter! Ist der König blind und Derschau verückt?" Das war Alles, was er denken konnte.

„Kann ich wieder gehen?" fragte sie.

„Hat Sie das gelesen?" fragte er.

„Ach, ich versteh' das Lesen ja nicht!" klagte sie.

Im höchsten Erstaunen steht der Oberst da. Wieder und wieder prüft er die Schrift; kein Zweifel, es sind die eigenhändigen Worte des Königs. Er fährt sich mit der Hand über die Stirn, ob er wache oder träume. Er weiß nicht, soll er lachen oder fluchen. Endlich sagt er zu ihr: „Komm' Sie mit auf mein Zimmer."

Die Henslerin, ein gutes Trinkgeld erwartend, dankt schon im Voraus und schneidet dem Diener, während sie nun an ihm vorüber in das Zimmer schreitet, ihre boshafteste Grimasse.

Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen, betrachtete Einsiedel den Besuch noch einmal von allen Seiten. Dann öffnete er wieder und rief: „Philipp, hole den Garnisonsprediger und den Grenadier Willert."

„Zu Befehl!" ertönte es auf der Flur.

„Wie heißt Sie?"

„Witwe Hensler, Sie wird den Grenadier Willert heiraten und auf der Stelle mit ihm getraut werden. Unser allergnädigster König hat's befohlen."

(Fortsetzung folgt.)

In anschaulicher Weise sucht der bekannte französische Astronom C. Flammarion in seiner Zeitschrift „L'Astronomie" dem Leser wenigstens eine annähernde Vorstellung von der Unendlichkeit des Weltraumes zu verschaffen.

Machen wir, heißt es dort, einen Versuch zur Ergründung der Tiefe des Weltraumes. Wir fliegen von der Erde aus in gerader Linie nach irgend einem Punkte des Himmels mit der Ge-

schwindigkeit des Lichts, d. h. von 300000 Kilometer in der Sekunde. Der Flug dauert $3^1/_2$ Jahr, ehe wir die nächste Sonne erreichen. Doch machen wir hier nicht Halt. Wir eilen weiter und fliegen 10, 20, 100, 1000 Jahre mit gleicher Geschwindigkeit an zahlreichen, wärmespendenden Sonnen, an unzähligen Planetengruppen vorbei, welche von Wesen aller Art bewohnt sind. Wir fliegen immer weiter noch fernere 1000 Jahre: wir rasen durch Sternenhaufen, schimmernde Nebelsterne, durch die Milchstraße hindurch, welche sich in ungezählte Welten auflöst; wir wohnen dem Entstehen und Vergehen zahlloser Welten bei; es regnet um uns Sterne. Wir rasten aber nicht und fliegen immer weiter, 10000, 100000 Jahre, in gerader Linie, mit unverminderter Geschwindigkeit, vielleicht eine Million Jahre. Wir wähnen, endlich an's Ziel gelangt zu sein. Doch nein. Es thun sich immer weitere unendliche Räume vor uns auf, es funkeln immer neue Sonnen. Eine zweite Million Jahre, neue Entdeckungen, neue Welten, neue Menschheiten! Was! kein Ende, kein geschlossener Horizont, kein Gewölbe, kein Himmel, der uns Halt gebietet! Immer der Weltraum immer der Leere? Wo sind wir! Welchen Weg haben wir zurückgelegt? Wir sind an's Ziel gelangt, wo? An die Vorhalle der Unendlichkeit! Thatsächlich sind wir um keinen Schritt weiter gekommen. Wir befinden uns der Grenze nicht näher, als hätten wir stillgestanden; wir könnten die gleiche Reise von unserem Standpunkte aus wieder antreten, ungezählte Jahrhunderte ohne Rast weiter eilen; wir könnten nach irgend einem Punkte des Weltraumes fliegen. Und hielten wir endlich nach Jahrtausenden des schwindeleregenden Laufes inne, so würden wir gewahr werden, daß wir mit unserem Flug auch nicht den winzigsten Teil des Weltraumes durchmessen haben, und daß wir um keinen Schritt weiter gekommen sind. Ueberall Mittelpunkte, nirgends eine Begrenzung. In dieser Unendlichkeit bilden die Sonnengruppen, welche das für uns sichtbare Weltall ausmachen, gleichsam nur eine Insel in der großen Inselwelt; in der Ewigkeit der Dauer ist das Leben unserer so stolzen Menschheit mit ihrer religiösen und politischen Geschichte, das Leben unserer Planeten nur der Traum eines Augenblicks!

Die Sprache der Affen. Der „New-York Herald" vom 8. Juni 1891 bringt eine interessante Abhandlung über die Frage, ob sich die Affen in Worten ausdrücken. Wir wollen hiervon nur einige Thatsachen hervorheben. R. L. Garner machte in den zoologischen Gärten von Newyork, Philadelphia, Cincinnati und Chicago Jahre lang Versuche, die von den Affen ausgestoßenen Laute zu deuten, diese selbst aussprechen zu lernen und zu wiederholen. Da dies mit großen Schwierigkeiten verbunden war, namentlich der Aussprache halber, kam Garner auf die gelungene Idee, den Phonograph zu Hilfe zu nehmen. Er brachte zwei Affen, die er vorher in einem Käfige gehalten hatte, in zwei ferne von einanderstehende Käfige. Dann stellte er den Phonograph vor dem Käfige des Weibchens so auf, daß dessen ausgestoßene Laute von dem Apparate aufgenommen wurden. Als er darauf den Phonograph vor dem Käfige des Männchens diese Laute wiederholen ließ, da zeigte dieses eine wahre „Affenfreude." Da sein erstauntes Gesicht trotz Besichtigung des Apparats von allen Seiten das vermeintliche Weibchen nicht entdecken konnte, streckte der Affe Hand und Arm in den Schalltrichter des Phonographen, worauf er wieder ganz erfreut den wohlbekannten Lauten horchte. Auch das Weibchen erkannte die Laute ihres Gefährten durch den Phonograph, zeigte sich jedoch weniger gerührt dadurch. Garner fühlte sich durch dieses Resultat ermutigt. Sein Streben war, die ausgestoßenen Laute zu interpretieren. Er wollte sich davon überzeugen, ob der Affe ein ihm vorgesagtes Wort der Affensprache verstehe und dessen Meinung und Bedeutung erfasse. Der Erfolg blieb nicht aus. Nach langer Uebung mit Hilfe des Phonographen machte Garner Fortschritt in der Aussprache. Er beschreibt selbst ausführlich, wie er dazu gekommen, einen gewissen Laut der Affen als „Hunger" oder „Essen" zu deuten; ein anderes Wort kann nach seinen Versuchen nichts anderes bedeuten als „Durst" und „Trinken". Auch „Sturm", „Gefahr" und andere Worte fand Garner aus und sagt, daß all diese Laute von einander vollständig verschieden und von den Affen immer nur in ein und derselben Weise und sehr anschaulich gedeutet werden. Im Februar machte Garner Bekanntschaft mit einem Kapuziner-Affen in Charleston, S. C. Das Tier zeigte sich außerordentlich freundlich und fraß aus seiner Hand. Als aber Garner den von ihm selbst als „Gefahr" übersetzten Laut ausstieß, zog sich das vorher so zutrauliche Tier erschreckt in die hinterste Ecke des Käfigs zurück und will seither nichts mehr mit Garner zu thun haben. Diese und andere Versuche sind nur die ersten Anfänge der Affensprache. So viel ist erwiesen, daß die Affen, wie die Menschen, die Lippen auch zum Sprechen gebrauchen. Dagegen, im Gegensatz zu vielen Menschen, sprechen die Affen nur, wenn es nötig ist.

Ein Schweizer Gelehrter untersuchte vor kurzem mikroskopisch die Bewohner eines Käses. In einem Gramm frischen Emmenthaler Käses fanden sich nicht weniger als 90000 sogenannte Mikroben; in 70 Tagen war aber diese zahlreiche Bevölkerung auf 800000 angewachsen. Eine andere Käseforte gewährte in einem einzigen Gramm etwa 2000000 Mikroben Kost und Wohnung, während in einem Gramm von der Rinde desselben Käses etwa 5000000 solcher Einwohner gefunden wurden. Ein Stück Käse von wenigen Gramm Gewicht also, wie es auf die Tafel kommt, muß folgerichtig mehr Mikroben beherbergen, als es menschliche Wesen in der ganzen Welt giebt.

Das französische Blatt L'Eleveur veröffentlicht einen Artikel über den Handel mit Wachteln, welcher vom Verfasser von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus kritisiert wird. Der Berichterstatter des Eleveur schreibt zum großen Teil die kolossale Zunahme der Heuschrecken, dieser Landplage, von welcher die algerischen Kolonisten gerade dieses Jahr so entsetzlich viel zu leiden hatten, der Gewinnsucht einiger englischer und französischer Geflügelhändler zu. Seit Frankreich von einem beträchtlichen Teil Nordafrikas Besitz genommen hat, ist daselbst ohne jedes Maß und Ziel darauf losgejagt worden. Der Saharastrauß, die Karthagohühner, die kleinen Trappen, des Fences, die Rebhühner, die Wachteln sind so furchtbar dezimiert worden, daß als Jagdgebiet Algerien, von welchem die Generale Daumas und Marguerite und der Kommandant Garnier so entzückende Schilderungen machten, zu einer Art Filiale der Provence herabgesunken ist. Und man erstaunt noch, daß die Insekten in so erschreckender Weise zugenommen haben! Der Verfasser des Artikels kommt zu folgenden Schlußbetrachtungen: Eine Wachtel, sagt er, verzehrt täglich 50 bis 60 Gramm an Nahrung, und ganz junge Heuschrecken in der Größe von Hanfkörnern gehen zwanzig auf ein Gramm, so daß nach seiner Berechnung eine einzige Wachtel täglich ca. 1000 Stück Heuschreckchen verzehrt und somit 20000 bis 25000 Stück während der Periode, wo diese Insekten klein genug sind, um von der Wachtel verschluckt werden zu können. Die tunesischen Jäger, welche am 8. Mai 50000 Wachteln nach Frankfurt verschifften, sind also mit Schuld daran, daß einzig dieses Jahr 150 Millionen Heuschrecken weniger vernichtet worden sind durch diese Vogelart. Im Magen eines Straußes hat man 4228 Gramm Substanzen gefunden, die aus Speiseresten. Sand, Steinchen ꝛc. bestanden. Nehmen wir an, es seien nur 2 Kilogramm Nährstoffe hierbei gewesen, so würde dennoch ein Strauß täglich 40000 Heuschrecken verzehren. Die so nützlichen Strauße, die oft nur der Feder wegen gejagd werden, finden die Insekten so sehr nach ihrem Geschmacke, daß sie selbst im Kameelmist nach solchen suchen.

Verschiedenes von London. Diese Riesenstadt hat 48 Brücken über die Themse, 76 Theater, 2200 Post- und Telegraphen-Bureaux mit 15000 Beamten. Sie hat 547410 Häuser, 1450 Kirchen, 2100 Hospitäler oder ähnliche Wohlthätigkeitsanstalten, 7600 Bierbrauereien, 1800 Cafés, 510 Hotels, 3100 Bäckereien, 2500 Metzgereien. London verzehrt alljährlich 2200000 Säcke Mehl, 260000 Schweine, 450000 Ochsen, 160000 Kälber, 8500000 Stücke Wild oder Geflügel, 220 Millionen Fische und 510 Millionen Austern. In London giebt es mehr Schotten als in Edinburg, mehr Irländer als in Dublin, mehr Katholiken als in Rom. Man zählt daselbst nicht weniger als 19000 Fiaker und 1500 Omnibusse. Im Jahr 1066 hatte London bereits 40000 Einwohner; 1700 schon 700000; 1800 900000; 1880 hatte sie 4425000 Seelen und wird bis zum Schluß dieses Jahrhundert 5000000 übersteigen. Die jährlichen Ausgaben der Bevölkerung Londons betragen schätzungsweise 400 Millionen Pfund Sterling, was etwa 8 Milliarden Mark gleichkommt.

(Deutsche Wörter, die im Englischen fehlen.) Drei Wörter gefallen den Engländern vorzüglich in unserer bei ihnen sonst nicht übermäßig beliebten Sprache, es sind die Wörter: Backfisch, bummeln und schwärmen. In der Septembernummer des Cornhill Magazine setzt ein Engländer seinen Landsleuten die Vorzüge dieser drei Ausdrücke auseinander und spricht den Wunsch aus, daß sie in die nächste Auflage der englischen Wörterbücher aufgenommen werden möchten. Es gebe in England ebenso naive Backfische, ebenso unverbesserliche Bummler und ebensoviel Schwärmerei wie in Deutschland; nur die richtige Bezeichnung für diese Begriffe habe bisher noch gefehlt.

Der alte Schulmann Dinter gab einmal bei einer Prüfung in einer kleinen Dorfschule sämtlichen Schülern auf, einen Brief zu schreiben. Den Inhalt deutete er in folgender Weise an: „Denkt euch, ihr habt einen Bruder in Königsberg, er ist dort Soldat. Nun schreibt ihm, daß ihr gestorben seid, und er soll zum Begräbnis kommen!" Alles, was Tafel und Griffel hatte, schrieb drauf los; nur ein Junge, der beides hatte, schrieb nicht. Dinter faßte ihn aufs Korn und sagte: „Junge, du bist der zweite von oben und kannst nicht einmal einen Brief schreiben?" Dreist antwortete dieser: „Na, wenn öck dot si, kann öck dooch nich möa schriewe!"

Gemeinnütziges.

(Russischer Salat.) Man schneidet etwa 250 g kalten, von Fett Haut und Knorpel befreiten Kalbsbraten, sowie 200 g weichgekochtes Ochsenmaul in Würfel oder feine Streifchen, pflückt eben so viel gekochten Hecht oder Seefisch darunter, vermischt dies mit einigen recht lange gewässerten, fein geschnittenen Heringen, einigen Scheibchen Pfeffer und Salzgurken, beliebig Kapern, Perlzwiebel, macht den Salat mit Essig, Oel, Pfeffer, ein wenig Zucker oder mit gelber Salatsauce an und läßt ihn so einige Stunden stehen. Dann wird er hübsch verputzt mit Cervelatschnitten, zusammengerollten Sardellen, Mixed-Pickles, geräuchertem Lachs, in Essig eingelegten Champignons u. s. w., ganz nach Belieben.

(Die Glanzstellen auf Herrenröcken aus Kammgarnstoffen) lassen sich teilweise entfernen, indem man die betreffenden Stellen anfeuchtet, mit einem nassen Tuche von Leinen belegt und recht heiß überbügelt.

Redaktion, Druck und Verlag von Chrn. Meeh in Neuenbürg.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw